

KOMMENTAR

Die Seifenblase der Nasa

Von Olaf Stampf

Im Weltall ist Amerika nur noch ein Scheinriese. Ausgerechnet jene Pionernation, die einst Männer zum Mond schoss, kann keine Astronauten in eine Erdumlaufbahn bringen. Seit die frühere Raumfahrt-Supermacht ihre Space Shuttles eingemottet hat, ist sie auf Mitflugelegenheiten bei den Russen angewiesen; nur mit Hilfe von Sojuskapseln erreichen US-Astronauten die Raumstation ISS. Frühestens in drei Jahren verfügt die Nasa wieder über eigene Raumschiffe. Nirgendwo sonst sind die Amerikaner so abhängig von den Russen wie bei der bemannten Raumfahrt. Welcher Teufel also hat die Nasa geritten, wegen der Krimkrise die Zusammenarbeit im All stoppen zu wollen? Richtig ernst gemeint ist der kosmische Boykott ja ohnehin nicht: Zwar dürfen Nasa-Mitarbeiter russischen Offiziellen nun keine E-Mails mehr schreiben, und es gibt Hausverbote an Nasa-Instituten, doch das Herzstück der Kooperation soll unangetastet bleiben: die unverzichtbaren Taxiflüge zur ISS.

Nur könnte aus dem Star-Wars-Spiel schnell Ernst werden – wenn die Russen sich revanchieren, indem sie den Amerikanern den Weg ins All versperren. Das wäre die größtmögliche Demütigung, eine Art zweiter Sputnik-Schock. „Ein Angriff soll einem kräftig getriebenen Pfeil gleichen“, wusste schon der preußische General von Clausewitz, „und nicht einer Seifenblase, die sich bis zum Zerplatzen ausdehnt.“ Fassungslos sind daher die europäischen Raumfahrtchefs über den Vorstoß ihrer amerikanischen Kollegen. Weder bei der europäischen Raumfahrtagentur Esa noch beim Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt denken die Verantwortlichen daran, der Nasa nachzueifern. Selbst die US-Militärs bereiten keinen Kalten Krieg im Weltraum vor. So werden russische RD-180-Triebwerke auch weiterhin die amerikanischen Atlas-V-Raketen mit Schub versorgen. Denn ohne diese russische Raumfahrttechnik gelangten US-Spionagesatelliten nicht mehr in den Orbit.

„Ein guter Gedanke braucht Stille“



Felicity Mellor, 48, Kommunikationswissenschaftlerin am Imperial College London, über zu viel Gequassel in der Forschung

SPIEGEL: Sie beklagen ein „ständiges Geplapper“ in der Wissenschaft. Was ist denn so schlimm daran, miteinander zu sprechen?

Mellor: Noch vor ein paar Jahrzehnten wurden Institute auch als Orte des Rückzugs entworfen. Heute sind sie Zentren der zwanghaften Kollaboration und des Austauschs. Natürlich entwickeln wir alle auch Kreativität in Gesprächen. Aber dort bringt man die Forscher zusammen, um zu reden, lässt ihnen aber keine Zeit, das Gesagte zu verdauen. Denn heute gilt: Wer nicht publiziert, wer nicht kommuniziert, geht unter. Wann soll man da noch denken?

SPIEGEL: Heutige Wissenschaftler reden zu viel?

Mellor: Große Ideen sind immer in der Zurückgezogenheit entstanden. Einstein und Darwin galten als stille Charaktere. Newton veröffentlichte nur sehr widerwillig. Über Dirac kursierte der Scherz, man solle die kleinste Einheit von Wörtern pro Gespräch nach ihm benennen. Natürlich gab es Ausnahmen. Niels Bohr etwa war

eine notorische Laberbacke. Sein Schüler Werner Heisenberg floh vor ihm auf die Insel Helgoland. Erst in der Abgeschiedenheit und ungestört von seinem Heuschnupfen entwarf er dort seine Gedanken zur Quantenmechanik.

SPIEGEL: Heisenberg war ein Physiker des vergangenen Jahrhunderts. Am Kernforschungszentrum Cern beispielsweise arbeiten Hunderte Wissenschaftler eng zusammen. Hat sich der Typus des einsamen Laborsonderlings nicht längst überlebt?

Mellor: Am Cern sind sie damit beschäftigt, ein theoretisches Gerüst zu füllen. Das ist praktische Arbeit. Wer unter dem ständigen Rauschen leidet, sind die Denker. Wir stellen Weltanschauungen nicht mehr so in Frage, wie es frühere Forscher getan haben. Der Nobelpreisträger Peter Higgs sagte kürzlich, dass es für ihn heute nicht mehr möglich wäre, sein Werk zu vollbringen. Die Ruhe, die er in den Sechzigern hatte, sei nicht mehr vorhanden.

SPIEGEL: Hätte Higgs getwittert, wüssten wir also nichts über das Higgs-Teilchen?

Mellor: Für manche mag der ständige Austausch funktionieren, und tatsächlich ist er unersetzlich. Aber ein guter Gedanke braucht ebenso Zeit und Stille. Doch beides hat in der heutigen Forschung keinen Platz mehr.

Schnell entschieden

Heftige Debatten in sozialen Medien, etwa über die Qualität eines neuen iPhone, flauen schon nach zehn bis zwanzig Stunden ab. Dann setzt sich eine Einschätzung durch – und an dieser ist nur noch schwer zu rütteln.

